

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 14.

Freitag, 17. Januar.

1930.

(18. Fortsetzung.)

Maximum.

Roman von Hans Schulze.

(Nachdruck verboten.)

Jetzt bog das einsame Paar in eine Seitenstraße ein, die mit kaum einem Duzend Häuser bebaut war; dahinter verlief der Weg zwischen freien Feldern und Schrebergärten, und in der nebligen Ferne erhoben sich undeutlich die dunklen Umrisse des Wahnower Busches. Dr. Hardt zögerte sekundenlang. Wenn sich einer der beiden Wanderer auch nur ein einziges Mal zurückwandte, mußte er in der völlig menschenleeren Gegend sofort bemerkt werden. Doch da machten sie bereits vor einer grauweißen Villa ganz am Ende der Straße halt und traten in den Vorgarten. Dr. Hardt hörte in der Stille der Nacht ganz deutlich, wie eine Tür geöffnet und wieder zugeschlagen wurde. Ein Licht flammte in einem der Vorderzimmer auf, Vorhänge wurden zugezogen. Dann wanderte das Licht nach den hinteren Räumen hinüber, und die Gartenfront lag wieder still und dunkel wie zuvor. Vorsichtig wie ein Dieb kam Dr. Hardt die verlassene Straße entlang und schlich sich auf den Zehenspitzen bis dicht an die Villa heran. Es war ein einstöckiges, ziemlich verwahrlostes Haus mit einem schmuggigen Hof von Unrat und Grauen. Aus einem Zimmer des unregelmäßigen Hinterbaues klang gedämpftes Sprechen, ein weiblicher Kopf bewegte sich zuweilen in dem hellen Fensterausschnitt, doch so sehr Dr. Hardt auch sein Hörvermögen anstrengte, es war ihm nicht möglich, ein einziges Wort der Unterhaltung aufzufangen. Dann erlosch auf einmal auch hier das Licht, und die dunkle Nebelschicht der Nacht senkte sich wie ein schwarzes Tuch über die Enge des Hofes herab. Dr. Hardt trat wieder auf die Straße hinaus. Ein großes Gefühl der Befreiung erfüllte seine Brust. Der Schlupfwinkel des Verbrecherpaares war gefunden und, soviel an ihm lag, sollte es ihm nicht wieder aus dem Garne gehen. — —

17.

Schwer hing die Gewitterschwüle über Berlin, durch die sonnenheißen Straßen schlich sich das Gespenst der Ermattung. Blaunüstigfahl wie ein feiner Rauchschleier zitterte die Luft um die ragenden Türme der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.

Dr. Hardt saß mit Eva auf der Terrasse der Schillingischen Konditorei, über die bereits die ersten gelben Blätter der langsam absterbenden Baumriesen des Kurfürstendamms herabrieselten. Sie hatten sich zufällig auf der Tauentzienstraße getroffen, wo Eva im Kaufhaus für Daisy allerlei Besorgungen gemacht hatte, und sofort beschlossen, sich bei einem Eisgetränk von den glutvollen Anstrengungen des Vormittags zu erholen. Eva trug ein ganz leichtes helles Leinenkleid, das den festen bräunlichen Hals in einem losen Ausschnitt freigab. Hinter dem linken Ohr lockte ein winziger Leberfleck, und Dr. Hardt beschlich auf einmal eine süßliche Neigung, diesen entzückenden Bubenkopf vor aller Welt in seine beiden Hände zu nehmen und den kleinen Fleck hinter dem Ohr zu küssen. Dann aber kämpfte er den lasterhaften Wunsch mannhast in sich nieder und beendete mit ein paar kurzen Sätzen seine Darstellung der Erlebnisse des vergangenen Abends.

Eva, die seinem Bericht mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, sah sinnend auf das Menschengewimmel des Kurfürstendamms. „Sie sind der reine

Sherlock Holmes!“, sagte sie bewundernd. „Ich bin schon begierig auf Ihren weiteren Operationsplan!“

Dr. Hardt lehnte sich behaglich in seinen Korbsessel zurück und nahm sein Zigarettenetui zur Hand. „Ich habe seit dem Tode meines Onkels meinen alten Paul wieder bei mir, den ich ihm während meiner letzten Auslandsreise als Diener und Chauffeur überlassen hatte. Paul war während des Feldzuges zwei Jahre lang bei mir Bursche und ist mir unbedingt ergeben. Dabei ist er einer der gewandtesten und anstellungstüchtigsten Menschen, die ich kenne. Mit diesem Paul bin ich nun schon ganz früh nach Zehlendorf hinausgefahren und habe ihm das Verbrecherhaus gezeigt. Ich selbst durfte ja persönlich nicht in die Erscheinung treten, weil ich Franz Placzek genau bekannt bin.

Ich setzte mich in ein kleines Weißbierrestaurant in der Berlepschstraße und schickte Paul zur Aufklärung des Geländes vor. Schon nach einer halben Stunde stellte er sich wieder bei mir ein. Er hatte inzwischen mit großem Erfolge gearbeitet. Als er nämlich um die Villa herumstrich, wurde er von dem Hausmeister des Nachbargrundstücks, das demselben Besitzer gehört, angerufen, ob er vielleicht auf das Inserat in der „Morgenpost“ gekommen sei, in dem Herr Dr. Dennert, der Bewohner der geheimnisvollen Villa, einen Chauffeur suche. Paul hatte die Geistesgegenwart, die Frage des Mannes ohne Befinnen zu bejahen, und wurde von diesem in die Diele der Villa geführt, wo er den Hausherrn bereits beim Frühstück antraf, während von der Dame des Hauses vorläufig noch nichts zu sehen war. Er wurde einem kurzen Examen unterzogen und von Franz beauftragt, ein Droschkenauto zu besorgen und ihn sofort zum Anlauf eines Tourenwagens nach den Droschken-Automobilwerkstätten in Friedenau zu begleiten. Herr Placzek hatte sich inzwischen also nicht nur selbständig zum Doktor promoviert, sondern auch sonst die Lebensgewohnheiten eines großen Herrn angenommen.

Zwei Stunden später rief Paul in meiner Wohnung an, daß er Franz auf der kleinen Auousbahn Trostkes einen neuen Opelwagen in allen Gangarten vorgeführt habe und zunächst auf vier Wochen für einen Autoausflug nach den Ostseebädern der Kieler Bucht engagiert worden sei. Voraussichtlich werde die Fahrt schon in den ersten Nachmittagsstunden angetreten werden, er hoffe aber, mich durch telephonische und telegraphische Benachrichtigungen über die Reiseroute dauernd auf dem Laufenden halten zu können. Mein Ideal wäre es“, schloß er dann nach einer nachdenklichen Pause, „die Sache mit einem einzigen Schlage zu Ende zu bringen, der den Mörder wie ein Blitz zu Boden schmettert und ihn in der ersten Überraschung zu einem Geständnis zwingt. Aber diesem Problem habe ich schon die ganze Nacht gesonnen, ohne daß ich freilich seiner Lösung auch nur um einen Schritt nähergekommen wäre!“ — —

Gegen 5 Uhr kehrte Dr. Hardt wieder nach seiner Wohnung zurück und warf sich abgehetzt und todmüde auf die Chaiselongue seines Arbeitszimmers. Doch aller Erschöpfung ungeachtet floß ihm der erste Schlummer. Mit heißen Schläfen überdachte er immer wieder

das Schicksal des Freundes, für das ihm in so seltsamer Weise allmählich die ganze Verantwortung zugefallen war.

Konnte er es noch immer vor seinem Gewissen vertreten, wenn er ohne Inanspruchnahme von Gericht und Polizei ganz nach eigenem Ermessen handelte, und sich damit vielleicht den einzigen Weg versperrte, der zur Entlarvung der Schuldigen zu führen vermochte?

Unzählige Gedanken kreuzten ihm durch den Kopf, um im nächsten Augenblick wieder verworfen zu werden; unverrückbar, einem Felsblock gleich, der jeden Ausweg sperrte, lag die unlösbare Rätselfrage auf der sonst so klaren geraden Bahn des Denkens, wie er die Hand auf jene beiden legen konnte, ohne mit der Aufrollung der ganzen inneren Zusammenhänge des Dramas im Hause Brown zugleich auch Achim für alle Zeit vernichtend zu treffen.

Daß sich allein aus dem Vorstoß gegen Daisy die Unterlagen für eine sofortige Verhaftung von Franz und Hedwig ergaben, war außer allem Zweifel.

Gerade diese Erpressung aber beruhte in ihrem letzten Grunde auf jenem unseligen Vertrage, der bisher noch immer wie durch ein Wunder zwischen den Beteiligten ein Geheimnis geblieben war, mit der Einleitung einer gerichtlichen Verfolgung jedoch unter allen Umständen sofort in das grellste Licht der Öffentlichkeit gezerzt werden mußte. —

Da griff Dr. Hardt endlich wieder zu Stod und Hut, um Eva abzuholen, ob sich in einer gemeinsamen Beratung mit der heilsüchtigen, lebensklugen Freundin vielleicht eher eine Spur finden ließ, die ihm weiterhelfen konnte.

Als er dann aber auf die Straße hinaustrat, fiel ihm plötzlich ein, daß Eva ja nachmittags nach Groß-Rausen gefahren war und er sie selbst zum Königsberger D-Zug nach dem Bahnhof Zoologischer Garten begleitet hatte.

Kopfschüttelnd faßte er seinen Stod fester und wandte sich zum Bayerischen Platz hinüber.

Stimmen und Laute umschwirrten ihn, er ging wie im Traum.

Erst als an der Kreuzung der Speyerer Straße ein Autoführer kaum noch im letzten Augenblick seinen Wagen vor ihm zur Seite reißen konnte, kehrte langsam das Bewußtsein der Wirklichkeit zurück. Dann sah er im Vorgarten des Cafés Wittelsbach und ließ sich ein paar Zeitungen geben. Der Abend sank langsam in die blaue Weite des Bayerischen Platzes, und das Licht der seidenüberspannten Glühlampen begann einen stillen Kampf mit der wunderbaren Halbdämmerung des scheidenden Tages.

Zwei Tische von ihm entfernt hatte ein junges Paar Platz genommen. Jrgendein Zug in dem Gesicht der Dame gemahnte ihn auf einmal an Marion de l'Orme.

Marion!

In dem Wirbel der Ereignisse des letzten Tages hatte er ja ganz vergessen, bei Landgerichtsrat Korn nach dem Stande des Prozesses vorzusprechen, vielleicht war es aber heute abend noch möglich, wenigstens der alten Marinka habhaft zu werden und von ihr Näheres über das Schicksal ihrer jungen Herrin in Erfahrung zu bringen.

Die Wohnung Marions befand sich der vorgerückten Stunde entsprechend bereits in verschärftem Belagerungszustand, und es bedurfte erst mehrfachen Klingelns und Klopfens und längerer diplomatischer Verhandlungen, ehe sich Marinka zur Aufhebung der Türsperre entschließen konnte.

Dann aber stand Dr. Hardt in dem blaueideneen Königsraum des Kokoſalons und klopfte der alten Tischein freundlich auf die Schulter.

Marinka, die bereits wieder die große Tränenschleuse gezogen hatte, fuhr sich mit der Schürze über die Augen.

„Gott sei Dank“, sagte sie schluchzend, „daß der Herr Doktor heute noch einmal herausgekommen ist. Ich bin

ja am Nachmittag in Moabit gewesen. Fräulein Marion liegt noch auf der Krankenabteilung. Sie sah zum Erbarmen aus, wie 'ne Leiche. Sie hat ja noch keinen Bissen gegessen, seit man sie dort eingesperrt hat!“

Dr. Hardt atmete erleichtert auf.

„Wissen Sie vielleicht, Marinka, ob Ihr Fräulein schon wieder einmal vom Untersuchungsrichter vernommen worden ist?“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Doktor, das ist vorläufig ganz unmöglich“, wie mir auch die Schwester sagte. Fräulein Marion bekommt ja immer gleich die Krämpfe, wenn sie nur das Wort Gericht hört. Und dazu noch das neueste Unglück!“, stammelte sie, abermals in Tränen ausbrechend.

„Ein neues Unglück? Was meinen Sie denn damit, Marinka?“

„Fräulein hatte mich beim Abschied gebeten, die Schmutzfachen, die sie in ihrem Nachttischen liegen hatte, in dem Geheimschrank des Schlafzimmers zu verschließen. Als ich mich dann zu Hause sofort darüber hermachen wollte, war das Nachttischen leer und auch der Schrank vollständig ausgeräumt. Der ganze Schmutz ist weg. Alle die Brillanten und Perlen, die ihr der Amerikaner in der letzten Zeit geschenkt hat! Und das hat niemand anders getan als die falsche Person, die Hedwig!“, schloß sie mit zornbebender Stimme. „Nur sie und ich wußten, wo Fräulein Marion den Schrankschlüssel verwahrte!“

Dr. Hardt riß sich mit einem jähen Ruck in die Höhe.

Eine blendende Helle flutete auf einmal durch sein Bewußtsein.

Mit beiden Händen packte er die Alte krampfhaft bei den Schultern.

„Nehmen Sie ein Tuch oder einen Mantel um, Marinka, und kommen Sie mit mir zur Polizei. Der Diebstahl muß sofort gemeldet werden!“

„Gott sei Dank!“

Jetzt endlich war der Bann gebrochen und die Handhabe gefunden, wie er sich der beiden Verbrecher versichern konnte.

Das Schicksal hatte ihm selbst noch einmal den Weg gewiesen.

Nun mochte der letzte Akt des Dramas beginnen!

Endlos brandete die See gegen den Ring des Strandes und der Sturm brüllte wie ein entfesseltes Raubtier über der ungeheuren Wasserwüste. Ein mißfarbenedes Gewölk hing in den dicken Nebelschwaden an dem niedrigen Himmel. Wie ein in Schutt zerfallenes Gebirge dehnte sich die grauweiße Kette der Dünen in den regnerischen Abend hinaus und schimmerte in geisterhafter Grelle, wenn die tausenden Lichtthiebe des Leuchtfeuers von Gelbenjande über Land und Meer dahinfegten. —

In dem Hinterstübchen der kleinen Schifferkneipe „Zum Blauen Stüber“ an der Hafennole des Fischerdörchens Alt-Warin saß Dr. Hardt mit einem untersehten Herrn von gewaltigem Schulterbau und entschlossenem Gesichtsausdruck bei einem dampfenden Glase Grog.

Der Regen peitschte zuweilen wie Kleingewehrfeuer auf den Blechbeschlag der Fensterbretter, und der Wind rumorte gewaltig in dem uralten pechschwarzen Ofen. Dafür aber war es in dem kajütenhaft engen Raume um so anheimelnder und gemüthlicher. Eine breitbrüstige Danziger Rogge schaukelte leise an der verqualmten niedrigen Decke. Ringsum auf dem Paneel der getäfelsten Wände stand und lag allerlei bunter Krimstrams, ein vertrodnetes kleines Krokodil, eine japanische Schauspielermaske, wunderbar geformte Muscheln aus der Südsee und was Matrosen sonst noch von ihren Reisen heimzubringen pflegen.

Der geprellte Poet.

Als er noch in der Bodenkammer hauste,
Die alte Kiste gab den Arbeitstisch,
Da war's, daß lustig seine Feder sauste,
Und jeder Morgen fand sein Schaffen frisch.

Berehelt ist mit der Witwe Kessel —
Sie las sein Drama „Gier“, da war sie hin —
Lehnt er nun Stundenlang im Lederstuhl,
Der leere Bogen vor ihm harret auf Sinn.

Vene Voigt.

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause!“

(Die Mission der Visitenkarte.)

Von Dr. A. v. Wille.

Mark Twain, der große amerikanische Humorist, hat einmal geschrieben, in Deutschland sei zu gewissen Zeiten des Jahres immer die eine Hälfte der Bevölkerung damit beschäftigt, die andere Hälfte zu examinieren. Der Ausspruch, durch den Mark Twain, bewußt übertreibend, die deutsche Neigung, den Wert angehäufter, theoretischer Kenntnisse allzuhoch anzuschlagen, boshaft, aber nicht unzutreffend charakterisierte, ließe sich dahin abwandeln, daß in Deutschland zu gewissen Zeiten des Jahres immer die eine Hälfte eines bestimmten Teiles der Bevölkerung, nämlich jenes Teiles, den man in dem weiten Begriff der Gesellschaft zusammenfaßt, gewohnt ist, die andere Hälfte zu besuchen. Diese Zeiten fallen in den Herbst, in das erste Stadium der neu beginnenden Saison, und in ihnen erreicht der Verbrauch an Visitenkarten seinen Höhepunkt. Manche gesellschaftliche Gepflogenheit, die sich längst überlebt hatte, ist seit dem Weltkrieg auf immer verschwunden, und mancher Jovis, der ganz fest zu hängen schien, ist abgeschnitten worden. Aber die Tradition des Abstättens und des Erwiderns von Visiten als Zeichen des Verlangens nach gesellschaftlichem Umgang — diese Tradition, die der Krieg unterbrochen hatte, hat sich als stark genug erwiesen, um sich die Gesellschaft von neuem zu unterwerfen.

Der Erfinder der Visitenkarte, dessen Namen Dunkelheit bedeckt, hätte es verdient, nicht in Vergessenheit zu geraten, vielmehr als ein Wohltäter der Menschheit durch ein Denkmal geehrt zu werden. Erfindungen beruhen, so weit es sich nicht um komplizierte technische Konstruktionen handelt, in der Regel auf einer verblüffend einfachen Idee. Im Grunde lag der Gedanke sehr nahe, als Spur einer vergeblichen Visite eine mit Angabe von Namen und Stand versehene Karte zurückzulassen und auf ihr den Zweck der Visite anzugeben. Daß dies beinahe überall in französischer Sprache geschieht, erklärt sich ohne weiteres daraus, daß die Visitenkarte sich in einer Periode einbürgerte, in der Frankreich (unbestritten) tonangebend war auf den Gebieten der gesellschaftlichen Kultur und sich niemand dem Verdacht mangelnder Vaterlandsliebe auslekte, wenn er diese Überlegenheit anerkannte. In London, Rom, Madrid, Kopenhagen, Stockholm, Bukarest, Athen, in New York und Washington weiß man so gut wie in Paris, daß „v. r. v.“, „p. r.“, „v. c.“, „p. f.“, „p. v. c.“ besagen will: „pour rendre visite“, „pour remercier“, „pour condoler“, „pour féliciter“, „pour prendre congé“, und erst in den letzten Jahrzehnten haben sich in Berlin und Wien die entsprechenden deutschen Formeln gleichermaßen Eingang verschafft, wie „u. G. z. w.“ und „u. A. z. n.“, d. h. „um Glück zu wünschen“ und „um Abschied zu nehmen“.

Also legt sich der Jüngling, der freiwillig oder gezwungen mitplätshert im Strudel der gesellschaftlichen Veranstaltungen, eines schönen Sonntags in ein Auto und saust von Straße zu Straße. Lieblich klingt ihm da und dort der Bescheid aus Ohr: „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause!“ Diese „konventionelle Lüge“ spart dem Jüngling Zeit — und Fahrgehalt. Er entnimmt die erforderliche Zahl von Visitenkarten — zwei, sofern sie für ein Ehepaar bestimmt sind, drei, sofern das Ehepaar mit einer Tochter oder mehreren gesegnet ist — seiner Brieftasche, murmelt, seinerseits zu einer „konventionellen Lüge“ greifend, etwas von „außerordentlichem Bedauern“ und eilt beschwingten Schrittes von dannen. Zur Quittung findet er ein paar Tage danach in dem Briefkasten an seiner Tür eine heuchlerisch eingeknickte Karte des Hausherrn. Der Kniff spiegelt vor, daß der Hausherr sich in Fleisch und Bein zu ihm hinbemüht habe, obgleich es ein Bote war, der die Karte heimlich in den Briefkasten verfenkte. Fürst Bülow, als Reichskanzler, verschmähte solche Vorspiegelung und ließ seine Karten durch sein Bureau mit der Post versenden. Jedoch existierten einige Grandseigneurs der alten Schule vor 1914, die bei dem jüngsten Besucher, Referendar, Attaché oder Leutnant,

selber im Wagen vorfahren und ihre Karte durch den Diener bei ihm deponierten.

Einer dieser Grandseigneurs war der Graf Hugo Lerchenfeld, der Bayern 38 Jahre hindurch in Berlin als Gesandter repräsentierte. Einmal passierte ihm das Malheur, daß der Bursche eines kleinen Leutnants, den gräflichen Diener an der Tür abfaßte und die rein rhetorische Frage, ob sein Gebieter zu Haus wäre, freudig bejahte. Die Behauptung, daß der Graf Lerchenfeld daraufhin tatsächlich seinen Wagen verlassen habe, hat indes nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich. Einem eingeselehten Junggesellen, der prinzipiell seine Abende ausschließlich am Stammtisch zubrachte, spielten Freunde den Posten, Visitenkarten von ihm am Saisonanfang überall mit ihren eigenen Karten „absuschmeißen“, wie der Berliner es nennt. Nun hagelten ihm nicht nur die Karten der Familiennäher, sondern auch die Balleinladungen in die Junggesellenbude, und, des Lesens und Schreibens wenig beflissen, mußte er sich, Mut im Herzen, niedersetzen und die höflichsten Absagen zu Papier bringen. Schlimm wäre es den Schuldigen ergangen, wenn er sie erwischt hätte!

Eine Berliner Bankiersgattin, die in der exklusiven Hofgesellschaft auf Grund der Nobilitierung ihres Mannes eine hervorragende Position besaß, dokumentierte kein geringes Selbstgefühl, als sie zu einer Dame gleichen Ranges erntaunt äußerte: „Wie? Sie erwidern die Besuche von Gesandtenfrauen? Ich erwidere nur die Besuche von Botschafterinnen, Gesandtinnen schide ich meine Karte!“

Die Bestrebungen, Gegenstände der Nützlichkeits wieder so künstlerisch auszugestalten, wie es ehemals der Fall war, haben sich leider nicht auf die Visitenkarte erstreckt. Wir lächeln eher, wenn wir eine Visitenkarte des „Weimariischen Würdlichen Geheimen Rates und Staatsministers von Goethe“ erblicken und sie mit allerhand Emblemen, Blumenairlanden und Täubchen versiert sehen. Uns dünken Blumenairlanden und Täubchen nicht die rechten Symbole für einen Goethe. Die Mode übt auch auf die Visitenkarten ihren Einfluß aus, und dem Anschein nach sind gegenwärtig ziemlich kleine, glatte Karten aus feinstem Karton der höchste Schick. Der Text ist angemessen knapp, und es ist nicht unbedingt notwendig, daß er sämtliche Würden und Titel des Karteninhabers aufzählt — es fehlte vormals nicht an waderen Leuten, die auch die Orden, die ihnen ins Knopfloch oder an den Hals geslogen waren, auf ihren Karten erwähnten. Die Diplomaten können sich am knappsten lassen, sei es in ihrer eigenen, sei es in der französischen Sprache, die das diplomatische Polapüt oder Esperanto ist. Der englische Botschafter vergibt seinem Britenstolz nichts durch die Verwendung von Karten mit der französischen Wortzelle: „L'Ambassadeur d'Angleterre.“

Wir erinnern uns auch deutlich einer Karte des alten Kaiser Wilhelms I. aus der Zeit vor 1871 in einem Schaufenster Unter den Linden, die darin noch lag, als ihr Träger seit langem im Charlottenburger Mausoleum ruhte. „Le Roi de Prusse“ war auf der Karte zu lesen, und es war eine Karte aus schlichtem, billigem Material, jedoch aus weißer, nicht aus gelblicher Pappe, wie die im Format stattlicheren, gelblichen Karten, die Bismarck am Nachmittag des 1. Januar zum Ausgleich der ihm dargebrachten Neujahrsgratulationen durch einen Diener vom Wagen aus auch bei seinen Räten des „A. A.“ abgab und der wir Kinder den Ehrenplak zuoberst der Visitenkartenschale einräumten, ehrfürchtig das Blättchen beschauend, auf dem in gotischen Lettern „Fürst von Bismarck“ und darunter in lateinischen Lettern „Reichskanzler“ stand. Im übrigen zeichneten sich die Formulare, durch die „Der Reichskanzler und Fürstin von Bismarck“ jemand zum Diner oder zu einem parlamentarischen Bierabend zu sich baten, ebenfalls nicht durch Schönheit aus.

Einen Rückschluß aus der Beschaffenheit einer Visitenkarte auf die Persönlichkeit zu ziehen, würde recht willkürlich sein. Vielbeschäftigte Männer haben überhaupt keinen Sinn für die nebensächlichen Requisiten des gesellschaftlichen Treibens. Die Weltkammer dagegen legt auch die Bagatellen in Harmonie zu ihrem Geschmack und zur Mode. Und die Mode der Gegenwart verwirrt Schwulst, Überladung, entbehrlichen Zierat und Schnickschnack wie in dem Stil der Kleidung, so in dem Stil der Visitenkarte.

Scherz und Spott

Die Ausnahme. Der kleine Herr hielt einen sehr lebhaften Vortrag über Kindererziehung. „Unter keinen Umständen darf man ein Kind schlagen“, rief er. „Ich habe sechs Jungs und weiß Bescheid.“ — „Sechs Jungs!“ rief einer der Zuhörer, „und da haben Sie niemals einem einen Schlag versetzt?“ — „Niemals“, erklärte der Vortragende feierlich, „ausgenommen im Falle der Selbstverteidigung.“

* **Walther Siegfried:** „Aus dem Bilderbuch eines Lebens“. (Verlag W. Schöner, Zürich.) Von den Lebenserinnerungen des Schweizer Schillerpreisträgers Walther Siegfried liegt jetzt auch der zweite Band vor, gleich dem ersten, vor zwei Jahren erschienenen, kulturgeschichtlich wie künstlerisch sehr interessant und hervorragend ausgestattet. Bayerisches Hochland ist hier, neben einigen kürzeren Absteigern zu bekannten Kunstzentren, der stimmunggebende Hintergrund, aus ihm erwachsen auch die zwei erfolgreichsten Romane Siegfrieds „Tino Moralt“ und „Fermont“. In die Werkstatt seiner Arbeit gewährt der Dichter Einblick, an Wechselfällen eigenen und fremden Schicksals läßt er uns teilnehmen, überall zeigt sich deutende Schau des spürbaren, seelisch feinempfindlichen Beobachters. Seine stärkste Bedeutung aber gewinnt das Buch durch die in ihm eingefangenen Kulturkreise und künstlerischen Einzelpersönlichkeiten. Namen wie der Dichter Paul Hesse, der Sänger Scheidemantel, der Maler Franz von Lenbach und Cosima Wagner werden zu Mitspielern in einem vom Leben selbst geschriebenen Roman.

* **Wilhelm Hegeler:** „Ingenieur Horstmann“, Roman. Mit einem Nachwort von Karl Quenzel. (Verlag Hesse u. Becker, Leipzig.) Wilhelm Hegelers Roman „Ingenieur Horstmann“, ein ausgezeichnetes, von großem Ernste erfülltes Buch, verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden. Man muß dem Verlage dankbar sein, daß er ihn in seine wohlfeile und doch vorzüglich ausgestattete Buchfolge „Die Schattkammer“ aufgenommen hat.

* **Tumult um den Schüler Sadowski.** Ein Knabenroman, erzählt von Heinz Stegweil. (Verlag Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.) Das Buch ist Roman und Kampfschrift zugleich. Die Fabel ist keineswegs ein Phantasieprodukt, sie ist eine Dichtung nach dem Leben. Dieser kleine Franz Sadowski, der nur darum in die Irre gehen mußte, weil seine Erzieher irrten, stellt keinen Einzelfall dar.

* **John Knittel:** „Der blaue Basalt“, Roman. (Verlag Drell Köpfler, Zürich.) John Knittel, der Weltgerichte, der in drei Kontinenten beheimatete Schweizer, hat im neuesten Roman sein Erlebnis Ägypten gestaltet. Aus der kaum erhofften abenteuerlichen Entdeckung einer langgesuchten Grabstätte mit dem Sarkophag aus blauem Basalt, in deren Verlauf uns auf die ungezwungenste Art aus altägyptischen Überlieferungen und aufgefundenen Zeugen unerbörten Brucks der Pharaonen ein farbiges und glänzendes Bild des alten Ägyptens erhebt, blüht eine phantastisch unwirkliche Liebesgeschichte auf, von der das ganze Buch durchwirrt wird wie ein kostbares Gewebe aus alten Königsgräbern. Um die drei Hauptfiguren flutet eine Welt von internationalem mondänem Publikum aller Schattierungen.

* **Schalom Asch:** „Petersburg“, Roman. (Verlag Paul Schöner, Wien IV.) Schalom Asch erweist sich in seinem neuesten Roman abermals als großer europäischer Epiker. Mit „Petersburg“ schrieb er das Epos einer zum Untergang verurteilten Epoche. Es sind wesentlich zwei Schicksalstränge, die sich in dem handlungsreichen Buche schneiden: das jüdische Großbürgertum, das im Zarenreich sein Vaterland sieht, und die armen, entrechteten, glaubenstreuen Juden, die, wenn sie heimlich in das ihnen verbotene Petersburg kommen, um über erlittenes Unrecht Klage zu führen, in dem „Pensionat“ der beiden Religionen, der griechisch-orthodoxen und der jüdischen, anhänglichen — Madame Kwasiencowa Unterschlupf finden. In der Kanzlei des berühmten Rechtsanwalts Halperin kommen die Menschen dieser zwei so verschiedenen Welten zusammen, eine Fülle mit unerhörter Bildhaftigkeit gezeichnete Gestalten. Im Hintergrund der einander überkreuzenden Geschehnisse steht Petersburg, die Stadt Nikolas II. und Rasputins, in Festglanz und leerem Värm dahinlebend, taub für die Verzweiflung der Unterdrückten.

* **Oskar Wilde:** „Geisterepigramme“. Aus dem Amerikanischen. (Verlag C. Weller u. Co., Leipzig.) Eine originelle literarische Spielerei. Oskar Wildes Geist diktiert aus dem Jenseits einem amerikanischen Medium eine wohlgeklungene Fortsetzung seiner berühmten „Lehren und Sprüche“. Mystisch verbrämt wird der Ursprung des kleinen Buches: Die große, überlegene Spötter noch irgendwo verschollen in Amerika (starb nicht in jenem ärmlichen Pariser Hotelzimmer), kündigt er sich nach seinem Tode noch einmal auf übernatürliche Art — oder ist alles nur kuriose Erfindung, burleske Mystifikation? Eines bleibt gewiss: Der Geist Oskar Wildes spricht aus den blühend geschärften,

geschliffenen Epigrammen, der Geist dieses klugen und zynischen, mondänen und feinkünstlerischen Welt- und Menschenkenners. Er ist es, der in blendender Prägung von Gedankenspitzen über Liebe, Politik, Geld und Gesellschaft immer wieder anzieht — mag der wahre Verfasser vielleicht auch ein Namenloser sein, der die Maske des ihm geistverwandten Größeren wählte, sich durch sie zugleich zu verkleiden und zu verbergen.

* **Oscar A. S. Schmitz:** „Wespennester“. Letzte Folge. (Mufarion-Verlag, München.) Schmitz' „Wespennester“ sind ein Kompendium der modernen Zeitfragen. Band I behandelt die Stellung des Menschen zum eigenen Selbst (Bankrott der Persönlichkeit), sowie die Beziehung zum anderen Geschlecht (Verwirrung der Geschlechter). Band II zeigt den Menschen innerhalb der Allgemeinheit (Sozialismus und Judentum in der abendländischen Kultur). Der neue Band III (Schlußband) schildert „Die Bausteine Europas“, die Elemente, aus denen das teils historische, teils erst geforderte Europa besteht. „Der Europäer deutscher Nation“ zeigt, welche Rolle der Deutsche bisher gespielt hat und welche er künftig spielen kann und muß.

* **„Die Körperform als Spiegel der Seele.“** Von Dr. W. Böhle. Mit 62 Photographien auf sieben Tafeln und 34 Zeichnungen im Text. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Der Zwang zum Zusammenleben, wie zum Hand-in-Hand-Arbeiten der modernen Wirtschaft, hat Wissenschaftler aller Fakultäten zu immer neuen phosnognomischen Versuchen geführt. Werke für den Fachmann gibt es schon seit Jahren. Böhle ist das Werk für die anderen, die beruflich viel mit Menschen umgehen müssen — Lehrer, Seelsorger, Richter, Personalchefs, Reklamefachleute u. ä. — und für alle, die im persönlichen Verkehr vorstoßen wollen zu einer charakterologischen Kenntnis ihrer Mitmenschen. Es gibt eine ebenso leicht lesbare wie sachlich festgegründete Darstellung unter Vermeidung alles Phantastischen und Kuriosen, bietet feste Regeln über die Beziehungen zwischen menschlicher Form und menschlicher Wesenart und so die Möglichkeit, die Charaktere der Menschen aus ihrem Aussehen mit ziemlich großer Sicherheit zu erkennen.

* **„Fürstenbriefe an Napoleon I.“** Herausgegeben von Friedrich M. Kircheisen. Zweiter (Schluß-) Band: Außerdeutsche Fürsten und Fürstinnen / Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Bonaparte. (S. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.) Dem vor kurzem erschienenen ersten Bande von F. M. Kircheisen's großangelegter Sammlung „Fürstenbriefe an Napoleon“, der die interessantesten Schreiben deutscher Monarchen an den französischen Imperator enthält, folgt nunmehr ein zweiter mit einer Auswahl der Briefe, die einst außerdeutsche Fürsten und die Mitglieder der Familie Bonaparte an Napoleon richteten. Auch dieser Band erschließt dem deutschen Leser Neuland und zeigt ihm die kriegerisch bewegte Epoche des Überwinders der französischen Revolution in lebendigster Spiegelung.

* **„Neue Langenscheidt-Lektüre.“** Eine auf völlig neuen Gedanken aufgebaute Sammlung von kleinen Bändchen in fremden Sprachen, deren Lektüre alte Sprachkenntnisse auf unterhaltende und amüsante Weise wiedererweckt und neue leicht erwerben läßt, ist „Langenscheidts fremdsprachliche Lektüre“. (Langenscheidts Verlagsbuchhandlung, Berlin-Schöneberg.) In der französischen Reihe erschienen soeben: Band 5 „Quelques choses à lire“ und Band 6 „La France d'aujourd'hui“.

* **„Der kaufmännische Briefwechsel.“** (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Das Bändchen enthält alles, was für den Briefwechsel wissenswert ist. In 233 Beispielen ist ein vollständiger Lehrgang für das gesamte Gebiet des Handels-Gewerbes in leicht verständlicher Weise dargestellt.

== **„Das Sängers-A.B.C.“** Von Dr. W. Reinecke. (Verlag von Dörffling u. Franke, Leipzig.) Dem schon früher an dieser Stelle rühmend erwähnten Werk „Die Kunst der idealen Tonbildung“ von Dr. W. Reinecke schließt sich dies kürzer gefaßte Werk gleichwertig an. Es ist so recht geeignet, Irrtümer oder Mißverständnisse auf dem Gebiet der Sangeskunst aufzuklären und dem Sänger (oder der Sängerin) in knapper, praktisch-populärer Form alles Wissenswerte deutlich zu machen. Reinecke geht bei der Stimmbildung vom Natur-Kopftone aus, den er mit dem sogenannten „Pfeifton“ mischt, durch den die Luftströme des Kopfes direkt „angeblasen“ werden. Dadurch wird das „Gesangsinstrument“ sofort richtig gestellt und die Ausnutzung der Resonanz erfolgt auf die natürlichste und ergiebigste Weise: die Stimme entströmt dem Munde wie etwa der Ton dem Schalltrichter einer Tuba: rund, voll und weich.